

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Ortman.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Josepha zog den Doktor geheimnisvoll beiseite, und nachdem sie vorsichtig umhergesehen hatte, flüsterte sie dicht an seinem Ohr: „Soll ich Ihnen was sagen, Herr Sanitätsrat? Unsere kleine Dietlinde hat das zweite Gesicht.“

„Das zweite Gesicht? Was für ein Unfuss ist das nun wieder?“

„Ich konnte es Ihnen bis jetzt nicht erzählen, weil das Fräulein immer zugegen war. Und die braucht es nicht zu wissen. Aber es ist, wie ich sage: das Kind weiß Sachen, die es mit seinen Augen nicht gesehen haben kann. Hatte unsere Frau Baronin nicht eine große Beule an der Schläfe, als Janni und ich in der Nacht zu ihr gerufen wurden?“

„Freilich. Sie hatte sie sich zugezogen, als sie in ihrem bligartig auftretenden Anfall zu Boden stürzte. Wahrscheinlich ist sie dabei mit dem Kopfe gegen ein Möbelstück geschlagen. Aber es war nur eine ganz belanglose Quetschung, die selbstverständlich in keinerlei Zusammenhang steht mit ihrem Tode.“

Josepha nickte. „Das weiß ich schon. Aber als Janni und ich die Baronin in der Morgenfrühe herrichteten, damit sie den Leuten gezeigt werden konnte, haben wir ihr das Haar tief über die Stelle herabgekämmt, wo sie die Verletzung hatte. Denn die Leute brauchten das doch nicht zu sehen. Und als wir später Dietlinde zu ihr führten, was meinen Sie, das sie tat? Sie suchte mit ihren kleinen Fingern unter dem Haar der Leiche, bis sie die Stelle gefunden hatte. Und als sie dahin gekommen war, fiel sie ohnmächtig um. Nun frage ich Sie, Herr Sanitätsrat; wie konnte sie wissen, daß so etwas da war — wie konnte sie es wissen?“

Mittmann machte eine ärgerliche Bewegung. „Sie haben wieder einmal Gespenster gesehen, Verehrteste. Das sind nichts als törichte Einbildungen. Und ich bitte mir aus, daß Sie nicht etwa noch andere damit anstecken oder am Ende gar das Kind mit unsinnigen Fragen aufregen. Das fehlt gerade noch, daß ihm mit solchen Narrheiten das arme Köpfchen verwirrt würde.“

Er lief mit kurzen Schritten dem Haustor zu, vor dem sein Wagen hielt.

Josepha aber sah ihm mit unbefriedigtem Kopfschütteln nach, und eine finstere Traurigkeit war in ihrem harten, alten Gesicht.

8. Kapitel.

Als Bardeleben eine Stunde später das Zimmer seines Töchterchens betrat, war nichts Unordentliches und Vernachlässigtes mehr in seiner äußeren Erscheinung, und er bemühte sich nach besten Kräften, auch seinem Gesicht einen

Ausdruck zu geben, der nichts Erschreckendes für Dietlinde haben konnte.

Auf den Fußspitzen kam ihm Margarete Othmar entgegen, um ihm durch Zeichen zu bedeuten, daß die Kleine schlafe.

Der Baron warf einen Blick nach dem von weißen Vorhängen umwallten Kinderbette hinüber, dann flüsterte er: „Gestatten Sie mir, für einen Augenblick in Ihr Zimmer einzutreten? Ich hätte über Dietlindes Befinden gernd einiges von Ihnen erfahren.“

Margarete schritt durch die offene Verbindungstür. An den Tisch gelehnt, blieb sie stehen, und auch Bardeleben dachte nicht daran, sich zu setzen. Vielleicht war es nur die Wärme, mit der Mittmann vorhin von der Erziehlerin gesprochen, die ihn veranlaßte, sie prüfend zu betrachten, als sähe er sie jetzt zum ersten Male. Und er mochte überrascht sein, daß sie in der Tat wie eine ganz neue Erscheinung auf ihn wirkte. Die Schüchternheit und Hilflosigkeit, die gestern einen so rührenden Eindruck auf ihn gemacht hatten, waren nicht mehr vorhanden, und an ihre Stelle war ein Ausdruck ruhigen Ernstes getreten, der sie wohl älter und reifer, aber auch vornehmer und selbstbewußter erscheinen ließ. Gestern hatte Bardeleben sie recht hübsch und niedlich gefunden, heute sah er, daß sie nur ihre Befangenheit abzustreifen brauchte, um zu einer wirklichen Schönheit zu werden.

„Der Sanitätsrat hat sich zwar ziemlich hoffnungsvoll über den Zustand des Kindes ausgesprochen,“ sagte er mit vorsichtig gedämpfter Stimme, „aber ich habe ihn in dem Verdacht, daß er dabei nicht ganz ehrlich gewesen ist. Ich erbitte darum von Ihnen vollste Offenheit. Wie denken Sie über Dietlindes Erkrankung?“

„Ich glaube nicht, Herr Baron, daß es sich um etwas Gefährliches handelt. Aber ich kenne die Kleine zu wenig, um ein ganz sicheres Urteil zu haben. Sie ist leider nicht zu bewegen, sich über ihr Befinden zu äußern. Wir werden den Verlauf der Nacht abwarten müssen, um Klarheit über ihren Zustand zu erhalten.“

Die ruhige Bestimmtheit ihrer Rede überraschte Bardeleben aufs neue. „Sie haben, wie es scheint, einige Erfahrung in diesen Dingen?“ fragte er.

„Ich war jahrelang die Pflegerin meines häufig kränklichen Vaters. Auch die Familie, in der ich das letzte Jahr zugebracht wurde, wurde vielfach von Krankheiten heimgesucht.“

„Um so mehr muß ich in Ihrem Interesse bedauern, daß Sie auch hier gleich wieder an ein Krankenbett geraten sind. Aber ich bin, wenn Sie es wünschen, selbstverständlich bereit, sofort eine Pflegerin aus Waldenburg kommen zu lassen.“

„Das ist nicht nötig. Wenn wir einander ablösen, können Josepha und ich sehr wohl alles verrichten, was hier zu tun ist. Und Dietlinde hat eine ausgeprägte Scheu vor fremden Gestaltern.“

„Auch Sie haben inzwischen bereits erkannt, daß das Kind schwer zu behandeln ist?“

„Sie mag in mancher Hinsicht anders veranlagt sein als der Durchschnitt der kleinen Mädchen ihres Alters. Aber es gibt noch meiner Ueberzeugung in einer Kindesseele keinen Widerstand, der sich nicht durch geduldige und ausdauernde Liebe überwinden ließe.“

Auf Bardelebens Lippen lag die Frage, ob sie noch immer gesonnen sei, seinem Kinde diese geduldig liebende Führerin zu sein. Aber er sprach sie nicht aus. Mußte er sich doch sagen, daß nach allem, was dies junge Mädchen unter seinem Dache bereits erlebt hatte, eine verneinende Antwort um vieles wahrscheinlicher sein würde als eine bejahende, und weil er nicht zu hören wünschte, daß es ihre Absicht sei, Klein-Elbach wieder zu verlassen, unterdrückte er lieber ein Wort, das sie vielleicht nur um so schneller zur Entschliegung gedrängt hätte.

Er ahnte nicht, daß während der in ihrem Gespräche eingetretenen Stodung etwas Aehnliches auch in Margaretens Innern vorging. Seit dem Augenblick seines Eintritts war sie sich darüber klar gewesen, daß es eine unerlässliche Anstandspflicht für sie sei, ihm ein Wort der Teilnahme an seinem schweren Verlust zu sagen, und nun, da er ihr die Antwort auf ihre letzte Bemerkung schuldig geblieben war, wäre wohl der rechte Augenblick dazu gewesen. Aber irgend etwas in ihrer Seele lehnte sich dagegen auf und machte sie verstummen. Sie wußte nicht, ob es eine Nachwirkung seines gestrigen Benehmens war oder eine Erinnerung an die traumhaften Eindrücke der letzten Nacht, sie wußte nur, daß zwischen ihr und diesem Manne immer eine unsichtbare Schranke aufgerichtet bleiben würde, die es ihr unmöglich machen mußte, so zu ihm zu reden wie zu jedem anderen Menschen.

So standen sie einander für die Dauer einiger Sekunden schweigend gegenüber. Da verriet ihnen ein leichtes Geräusch im Nebenzimmer, daß Diellinde erwacht sei. Margarete eilte zuerst an das Bett, und langsam folgte ihr Bardeleben nach.

Das Kind, das mit großen, offenen Augen dalag, hatte ihn noch nicht gesehen. Bei dem Anblick der Erzieherin huschte es wie der Schatten eines Lächelns über das blasse Gesichtchen der Kleinen, und sie sagte leise: „Wie schön, daß Sie da sind, Fräulein! Ich hatte geträumt, Sie wären fortgegangen und kämen niemals wieder.“

„Das war ein falscher Traum, Dita. Bevor du nicht wieder ganz gesund bist, werde ich gewiß nicht fortgehen. — Aber sieh, wer gekommen ist, dich zu besuchen!“

Sie trat zur Seite, um dem Baron Platz zu machen, und mit einem mühselig erkämpften Lächeln beugte Bardeleben sich über das Bett.

Da aber vollzog sich auf Diellindes Antlitz jäh eine erschreckende Veränderung. Ihre Züge wurden starr, in ihre dunklen Augen kam ein Ausdruck des Entsetzens. Sie lag ohne Bewegung, aber als seine Lippen mit einem zärtlichen Wort ihre Stirn berührten, ging ein Zucken durch die schwächliche Gestalt, und sie drehte in rascher, ausweichender Bewegung den Kopf zur Seite.

Der Baron richtete sich auf. Das Blut war ihm bis in die Stirn hinaufgestiegen, und er sah wieder so verstört und finster aus, wie ihn der Sanitätsrat vorhin unten in der Bibliothek gefunden.

„Was ist das? Was soll das heißen? Wer hat das Kind gefehrt, sich vor mir zu fürchten?“

Die Worte waren an Margarete gerichtet, die Mühe hatte, ihre eigene Bestürzung zu verbergen.

„Sicherlich niemand, Herr Baron,“ flüsterte sie. „Sie müssen Diellindes Benehmen mit ihrem Zustand entschuldigen.“

„Aber war sie nicht eben noch ganz ruhig und beinahe heiter, während sie zu Ihnen sprach? War es nicht ganz unmerkbar mein Anblick, der sie erschreckte?“

Noch ehe die Verwirrte darauf eine Antwort gefunden, war sie genötigt, ihre ganze Aufmerksamkeit der Kleinen zuzuwenden. Die hatte das Gesicht jetzt völlig in die Rippen eingekühlt, und ihr Körper erzitterte unter einem plötzlich losbrechenden wüthen Schluchzen. Begütigend, mit den zärtlichsten und liebevollsten Worten, die ihr der Augenblick eingab, sprach die Erzieherin auf sie ein.

Aber alles, was sie erreichte, war, daß Diellinde, ohne den Kopf zu erheben, stoßweise herausbrachte:

„Der Papa soll gehen! — Der Papa soll fortgehen! — Ich will — ich will ihn nicht sehen!“

Mit einem dumpfen Laut, vielleicht des Schmerzes, vielleicht auch des Jornes, lehnte Bardeleben ab und schritt zur Thür.

Da aber blieb er noch einmal stehen. „Versuchen Sie's also mit Ihrer geduldigen Liebe, Fräulein!“ sagte er bitter. „Ich bin nicht sanftmütig genug veranlagt, sie aufzubringen.“

Gegen zehn Uhr abends erst war Diellinde unter der Wirkung des von Mittelmann verabreichten Mittels von neuem eingeschlafen. Nur eine sorgsam abgedämpfte Nachtlampe verbreitete vom Tische aus matte Helligkeit durch das Zimmer, Margarete und Josepha aber hatten sich in das Nebengemach zurückgezogen, durch dessen offene Thür sie die schlummernde kleine Patientin beobachten konnten. Sie hatten während des ganzen Tages kaum mehr miteinander gesprochen, als ihnen durch die gemeinsame Sorge um das Kind eingegeben worden war, und jetzt war es schon seit geraumer Zeit still geblieben zwischen ihnen. Margarete beschäftigte sich mit einer Handarbeit, während die Alte ihre Hände in den Schoß gelegt hatte und mit leeren Blicken vor sich hinstarrte.

Endlich brach das junge Mädchen das Schweigen. „Wollen Sie sich nicht lieber schlafen legen, Josepha? Wenn ich Ihren Beistand nötig haben sollte, kann ich Sie ja wecken.“

Die Angeredete schüttelte den Kopf. „Lassen Sie mich nur, Fräulein! In meinen Jahren braucht man nicht mehr viel Schlaf. Wenn er mir's nicht verboten hätte, würde ich freilich lieber drüben bei der Baronin wachen. Denn das hätte sich geziemt für einen Diensthöten, der schon so lange im Hause ist.“

„Wer hat es Ihnen verboten, Josepha? — Herr von Bardeleben?“

„Ja. Es wäre nicht nötig, daß jemand bei der Toten bliebe, sagte er. Aber daß war bloß so ein Gerede. Er wollt's eben keinem anderen vergönnen. Und so ist's auch gut und recht.“

Zweifelnd blickte Margarete auf. „Sie glauben also, daß der Baron selbst —“

„Jawohl. Als ich vorhin noch einen Blick in das Sterbezimmer tat, sah ich ihn neben dem Bette sitzen. Er sah nicht gut aus, der Herr. Gott erhalte ihm seine Gesundheit! Wie versteinert sah er da und hatte die Augen immer auf dem Gesicht der Baronin. Aber gemerkt hat er's darum doch, daß ich mich an die Thür herangeschlichen hatte. Und wie er mich gewahr wurde, sprang er auf. Gerade fürchten hätte man sich können, so wütend war sein Gesicht. Ich sollte mich paden, schrie er. Dann warf er die Thür zu, und ich habe gehört, wie er zweimal den Schlüssel umdrehte. Wie ich ihn kenne, kriegt den vor morgen früh keiner mehr zu Gesicht.“

Margarete wußte ihr nichts zu antworten. Aber die Alte, die bisher ihr gegenüber von so mürrischer Schweigsamkeit gewesen war, zeigte sich mit einem Male merkwürdig gesprächig.

„Daß man sie schon so bald wieder hinaustragen würde, hätte wahrhaftig keiner gedacht, als sie vor acht Jahren hier eingeholt wurde wie eine Prinzessin. Damals hätten Sie unseren Herrn Harro sehen sollen, Fräulein, wie lustig er war, und wie's ihm gar nicht laut und ausgelassen genug hergehen konnte bei dem Tanz in der großen Scheune. Sogar mit mir hat er getanzt. Es war seit Hermann Kubalkes Tod das erste und letzte Mal in meinem Leben. Die Baronin freilich hat schon damals keine rechte Freude gehabt an alledem. Man konnt's ihr ordentlich vom Gesicht ablesen, wie zuwider es ihr war, daß sie mal eine Stunde lang mit uns einfachen Leuten reden sollte wie mit ihresgleichen. Und dabei war sie nicht einmal vom Adel, nur eine Tochter von dem reichen Rasmussen, der damals die großen Webereien hatte drüben in Reinswaldau.“

(Fortsetzung folgt.)

Alte Kunde im Vogelsberg.

Wenn heute der Tourist fröhlichen Mutes durch die alten Forste des Vogelsberges dahinschreitet, oder wenn der friedliche Landmann über den uralten Ackerboden seiner Heimatkur mit dem Pfluge dahinsieht, dann bedenken sie wohl kaum, daß sich unter ihren Füßen noch Spuren und Ueberreste vorfinden könnten von Men-

sehen, die vor Jahrtausenden hier lebten, arbeiteten und starben, von frommem, aber lange vergangenen Gottesdienst, von blutigem Kriegsgetümmel und friedvoller Dargarbeit. Lange, gar lange schon ist das Toben und Geschrei der Feldschlacht verklungen, sind die frommen Opfersprüche und -formeln im Wind verhallt und sind die klammenden Reden der ersten christlichen Sendboten vergangen und vergessen, kaum noch, daß dunkel die Sagen des Volkes etwas von diesen Dingen melden, unter uns aber, im Boden, da ruhen ihre Geräte und Hinterlassenschaften, da liegen ihre Taufsteine und Schwerte, ihre Opfersteine und Schmuckstücken, ihre Reichtümer und Häuserfundamente, ja sie selbst, die Menschen, liegen drunten, weich gebettet im Mutterboden der Heimat.

Zu den ältesten Denkmälern, die in unserer Gegend anzutreffen sind, gehören die in Wäldern verborgen liegenden Ringwälle, so wie die zahlreichen Hünengräber, welche früher von den Leuten „Heidenköpfe“ genannt wurden. Ein bemerkenswerter, etwa 560 Schritte langer Ringwall umzieht den nördlichen Teil des Altenburgs bei Schotten. Auch das Plateau des Totenberges bei Allendorf ist von einem bedeutenden Ringwall, dessen Durchmesser ungefähr 300 Schritte beträgt, umgeben. So umgürten auch den Kugelberg bei Badenrod, das Hainig bei Lauterbach, den Gännsberg bei Altenburg und noch manche andere Berggruppe Steinwälle, oft in einfachen, oft in mehrfachen Kreisen. Sie dienen der Verteidigung gegen anstürmende Feinde und waren wohl häufig durch dichtes Dornesträuchwerk verstärkt. Vielleicht wurde auch in dem Raum zwischen den Wällen das Vieh zusammengetrieben.

Daß man allemal in der Nähe solcher Wallanlagen auch Friedhöfe antrifft, in denen die damaligen Landesbewohner ihre Toten beisetzen, ist natürlich. Diese Friedhöfe sehen allerdings anders aus als unsere heutigen, es sind Steinhügel von 5, 10, 15 und mehr Metern Durchmesser und enthalten fast durchweg nur Aschenreste, man nennt sie Hünengräber. Ein einziges Hünengrab enthält hunderte von sogenannten Brandgräbern. Meistens findet man beim vorsichtigen Abtragen dieser Steinhügel auch einzelne Beigaben, also Waffen oder Schmuckstücke; manchmal enthalten sie auch Urnen. Bei Bfördt im Schlierland fand ein Landwirt einen 24 Zentimeter langen Bronzedolch sowie ein Stück einer Nadel aus demselben Metall. Auch bei Almenrod wurden Bronzestücke gefunden, eine Sichel, eine Armspange, eine Radnadel und ein Messer. Diese Funde gelangten in das Asfelder Museum. Im Hovjengarten, einem Wald bei Stornsdorf, wurde im Frühjahr 1909 ein großer Grabhügel geöffnet, in welchem sich eine Spiralnadel, eine Spirale und ein Bronzering vorfanden. In der Nähe von Vordsdorf und Bingenheim finden sich sehr viele, wohl an hundert, Hünengräber, wovon im Jahre 1831 eins geöffnet wurde; man fand u. a. eine größere Urne, eine 9 Zoll lange Bronzenadel und ein schönes Schwert von Bronze. Eine Anzahl von 16—18 Nägeln befinden sich in der Gegend von Lehrbach, Wahlen, und Rirtorf. Auch zwischen Schellnhäusen und Alfenrod liegen einige. Sechs Gräber zwischen Stockhausen und Rudlos wurden 1827 auf Geheiß der Freiin Dorette von Niebelsel geöffnet. Im Juli 1894 wurde auch im Bildsteinskopf bei Windhausen ein Hügelgrab abgetragen und wurden darin gefunden: eine Gewandnadel, 20 Zentimeter lang; eine Rad- und eine Spiralnadel und ein Diadem, alle Gegenstände aus Bronze. Eine Menge von Hügelgräbern befinden sich in der Umgebung Beuerns, so im Distrikt Hagstrauch 4, in der Struth ca. 14, im Distrikt Wels 13. Bei Stornsdorf finden sie sich im Gründel, Hovjengarten und Kugelberg. Auch zwischen Meiches und Köddingen trifft man sie an. Nur der Oberwald ist frei von ihnen, — er war eben früher nicht bewohnbar.

Nicht alle Grabfunde entstammen der sog. Bronzezeit. Am 27. Januar 1895 wurde in den Kalkbrüchen von Maax ein menschliches Skelett gefunden, bei dem ein Steinbeil und ein Steinhammer lagen. Als in Grünberg die Wasserleitung durch die Barjühergasse gelegt wurde, stieß man auf menschliche Knochen. Dieselben entstammten dem Friedhof des alten Franziskanerklosters. In Angersbach wurden vor ca. 20 Jahren sieben Menschenköpfe, sowie ein Säbel, ein Steigbügel, ein Bierdegeß und zwei Duseisen gefunden. Diese Funde rührten wohl von einem Gelechts her, das am 29. November 1759 (im siebenjährigen Kriege) stattfand, und in dem Carl Eugen von Württemberg durch den Erbprinzen von Braunschweig geschlagen wurde.

In Grünberg entdeckte man auf dem Kirchhofe ein Massengrab aus dem dreißigjährigen Kriege, jedenfalls aus dem Westjahr 1635, da in der Stadt 1224 Menschen an dieser Seuche starben. Schon im Jahr 1719 wurden im Laubacher Lustgarten vier Erdringe gefunden, die noch vorhanden sind; einer hat etwa drei Zoll im Durchmesser. Nehaliche erzene Ringe wurden mehrfach aufgefunden, sodas man in ihnen vielleicht eine Bestätigung der Erzählung des Tacitus erblicken kann, die Tapfersten unter den Chatten hätten eiserne Armringe getragen.

Neben solchen Grabfunden kennt man eine große Anzahl freier Funde. Bei Hupvertenrod wurde vor längerer Zeit in einem halben Meter Tiefe eine kleine Wiege mit nachtem Knaben aus gebranntem Ton gefunden. Im Distrikt Engewald bei Helvershausen fanden Walbarbeiter einen gut erhaltenen Randstet. Häufig sind auch Münzfunde. So fand ein Landwirt oberhalb Helvershaus beim Ampflügen seines Ackers einen mit 32 Münzen

gefüllten Topf; die Geldstücke stammten aus der Zeit von 1560 bis 1591 und zeigten u. a. das Bildnis König Philipps II. von Spanien. In Ober-Sorg hatte ein Mann das Glück, beim Brechen von Mauersteinen einen etwa drei Pfund schweren Topf mit altem Geld aus 1750 bis 1760 zu entdecken. Bei Wallenrod am Ködelsteinskopf wurde vor einigen Jahren durch den Landwirt L. Scheig eine römische Münze gefunden. Auch im Privatbesitz anderer Leute befinden sich heute noch römische Münzen, die wohl gelegentlich auf dem Felde aufgefunden wurden. Bei Ulrichstein fanden die Kinder in einer alten Mauer 2 große Münzen, welche die Jahreszahlen 1462 und 1592 aufwiesen. Auch in Restrich wurden beim Umgraben eines Gartens eine Anzahl alter Silbermünzen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges gefunden. In Zell stieß gelegentlich eines Hausbaues ein Maurermeister am 17. Juli 1894 auf einen Topf voll alter Münzen. Die Maurer nahmen sie aber sofort an sich und führten so die Verschleuderung dieses wertvollen Fundes herbei.

In den 60er Jahren fand ein Mädchen aus Ulrichstein beim Miesensreinigen in der „Fell“ in einem „Immechenhausen“ eine schöne mittelalterliche Lanzenspiße, einen stummen Zeugen aus jener Zeit, da oben auf dem Muffstein noch die stattliche Raubburg stand. Im Winter 1894 wurden auf der sog. „Burg“ bei Rätges die Grundmauern einer früheren Burg freigelegt, von welcher man bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. An der Stelle hatte man vorher schon alte Töpfe, Duseisen und ein altes Schwert gefunden.

Bei dem niedrigen Wasserstande, den der trockene Sommer 1893 im Gefolge hatte, wurde der sogen. „Taufstein“, der seit Jahrhunderten bei Bürgeln in der Ohm liegt, damals sichtbar. Der Sage nach soll Bonifacius an dieser Stelle die Heiden getauft haben.

Wer könnte die zahlreichen Funde alle anföhren, die mit Mühe gesucht oder gelegentlich entdeckt wurden, solche auch, die nicht in ein Museum wanderten, sondern die nach ihrem Auffinden von Hand zu Hand gingen, kopfschüttelnd und neugierig betrachtet und dann beiseite gelegt wurden, um wieder stillschweigend zurückzuzugelen in den Schoß der Erde, wo sie so lange ungehört geruht hatten. Die Heimat Erde, das ist der Ort, wo sich schließlich alles zusammenfindet, das Wertvolle und Geringe, das Alte, Mittelalterliche und Neue. Kein Anachronismus schreckt sie. Getrennt bewahrt sie alles beieinander auf, was nach kurzer Wanderung im Lichte wieder in ihr dunkles Reich zurückgekehrt ist.

Wie hoch kann der Mensch fliegen?

Schlag auf Schlag haben deutsche Krieger die wichtigsten Höchstleistungen im Flugwesen an sich gerissen. Jetzt ist Vane-Fogels' erstaunlicher Hochflug von 6570 Metern durch den noch erstaunlicheren Delerichs' mit 7500 Metern — was man Tags zuvor vielleicht ins Reich der Fabel verwiesen hätte — überboten worden, und es taucht die Frage auf: wie hoch kann der Mensch eigentlich im Flugzeug fliegen?

Vor fünf Jahren noch hielten es die Fachleute für ein Ding der Unmöglichkeit, 1000 Meter Höhe im Flugzeuge zu erreichen. Nun, die Motoren haben einen Tausenden nach dem anderen überletzt, ohne arbeitssmüde zu werden, auch die Krieger haben der Kälte und dem Sauerstoffmangel durch geeignete Vorkehrungen siegreich getrotzt. Angenommen, daß weder das Aussehen des Motors noch die Kälte oder der Sauerstoffmangel den Krieger am Fluge aufwärts hinderten, was könnte ihm sonst eine Grenze setzen? Es ist die Erscheinung, die der Bergsteiger als Bergkrankheit bezeichnet, eine Luftdruckkrankung, die beim Krieger zwar erst in größerer Höhe, als beim Wandern in den Bergen auftritt, weil der Krieger im Korbe des Ballons oder auf dem Siege des Flugzeuges nicht die große körperliche Arbeit zu leisten hat, aber schließlich einmal treten ihre Erscheinungen doch auf.

Nach einer Zusammenstellung des Stabsarztes Dr. Feilminga stellen sich die Luftdruckkrankungen entsprechend einer Druckverminderung auf 400 Millimeter oder weniger erst in der Höhe von 5000 Metern ein, die v. Schroetter deswegen als „kritische Höhe“ bezeichnet. Ganz ähnlich wie beim Bergsteigen sind ihre Erscheinungen: leichtes Herzklopfen stellt sich ein, man empfindet einen stechenden Kopfschmerz, es machen sich Störungen des Zentralnervensystems, Schläfrigkeit und Apathie, bemerkbar, man fühlt, wie man dauernd schwächer und schwächer wird, schließlich beginnen die Gedanken sich zu verwirren und allmählich tritt Bewußtlosigkeit ein. Aus der Geschichte der Luftschifffahrt weiß man von mehreren Fällen, wo das Steigen in große Höhen den kühnen Luftfahrern den Tod gebracht hat: Etbel und Crocospinelli starben, als sie bei der Fahrt des „Benith“ im Jahre 1875 eine Höhe von 7000 bis 8000 Metern erreichten, während der dritte Teilnehmer dieser Hochfahrt, Tissandier, mit dem Leben davon kam. Bei ihnen war Sauerstoffmangel der Grund des Verhängnisses; allein auch spätere Luftfahrer, die sich mit genügend Sauerstoff versehen hatten, mußten erfahren, daß sich in einer gewissen Höhe Erscheinungen einstellen, die denen der Bergkrankheit ganz ähnlich sind und das Ueberfahren einer gewissen Höhengröße einfach unmöglich machen. Die Gefahr ist dabei besonders groß, weil diese Erscheinungen unmerklich nacheinander einsetzen, sodas sie leicht übersehen werden können.

Groß, der mit Person zusammen im Luftballon die 8000 Meter-Grenze überschritt, berichtet von „bedrohlichen Erscheinungen“ trotz des Sauerstoffes. Als er 7000 Meter hoch schwebte, war die Temperatur bis auf 80 Grad unter Null gesunken. „Vor uns lagen im Korbe die dicken Pelze, doch die Energie, sie anzuziehen, besahen wir nicht mehr. Wir befanden uns in einem Zustande körperlicher Apathie, nur noch der Geist und der Wille waren stark: der Wunsch, noch weitere tausend Meter zu steigen, belebte uns. Unsere Lippen und Fingernägel wurden vollständig blau, die Glieder zitterten vor Frost, und Schwäche. Doch immer wieder erfrischte uns der Sauerstoff, den wir in kurzen Pausen inhalierten. In 8000 Meter Höhe frigelte Größ in sein Fahrtenbuch mit kaum leserlicher Handschrift: „Wir sind entsetzlich elend und schwach, aber noch vollkommen zurechnungsfähig; wir atmen Sauerstoff.“ Zeitweise mußte er die Augen schließen und eine schlafartige Betäubung überfiel ihn. Mit Ausbietung aller Spannkraft konnte er allerdings noch einwandfreie Ableseungen an seinen Instrumenten machen. Süring, der mehrere Fahrten über 9000 Meter Höhe, darunter eine bis zu 10 500 gemacht hat, berichtet aus den größten Höhen von ganz ähnlichen Erscheinungen. Noch bei 9100 Meter war er fähig, zu beobachten, zu überlegen und zu schreiben; zu körperlicher Arbeit dagegen war er nicht mehr imstande, und einmal überraschte er sich selbst dabei, wie ihm die Augen zufielen. Bei seiner Höchsfahrt vom Jahre 1901 scheinen in Höhen von über 10 000 Metern ernsthafte Bewußtseinsstörungen eingetreten zu sein; wenigstens haben er und sein Fahrtgenosse Person verschiedene Erinnerungen an die Fahrt und anscheinend sind beide ziemlich gleichzeitig ohnmächtig geworden, trotz des Sauerstoffes. Die bedenklichen Erscheinungen der „Bergkrankheit“ hielten auch an, als der Ballon wieder auf 6000 Meter gesunken war.

Die Anlage des Luftfahrers scheint auch eine gewisse Rolle zu spielen, denn Dr. Schlein ist am 5. Juli 1905 auf 7800 Meter aufgestiegen, ohne Sauerstoff zu verwenden. „Ohne Sauerstoffatmung“, so schreibt Süring, „scheinen auch die zähesten Naturen Höhen über 8000 Meter nur kurze Zeit ertragen zu können; um klar zum Denken und frisch zum Handeln zu bleiben, ist Sauerstoff von mindestens 6000 Metern an notwendig.“ Wie weit aber kommt man mit dem Sauerstoff? Süring meint, die äußerste Grenze, bis zu der man in einem offenen Ballonkorbe gelangen könne, sei 12500 Meter. Für den Flieger im Flugzeuge liegen die Dinge natürlich etwas anders, und zwar ungünstiger: er darf nicht, auch nicht für den kleinsten Augenblick, seinen Willen, seine Spannkraft einbüßen, denn sonst ist der Absturz unvermeidlich; so lange es nicht ein Flugzeug mit automatischer Sicherheit gibt; zwischen 9000 und 10 000 Metern — so kann man aus verschiedenen Berichten über Ballonhochfahrten schließen — treten regelmäßig, trotz der Sauerstoffzufuhr, Bewußtseinsstörungen auf. Man kann daher die Frage, wie hoch der Mensch im Flugzeug fliegen kann, wohl so beantworten: die Höhen zwischen 7000 und 8000 Metern sind, wie die Tatsachen beweisen, für den Flieger zugänglich; vielleicht findet sich auch der eine oder der andere, der Höhen zwischen 8000 und 9000 Metern erreicht, aber das Ueberwinden der 10 000-Meter-Grenze scheint ausgeschlossen, falls es nicht etwa gelingt, den Flieger hermetisch einzukapseln, wie es v. Schroetter den Ballonfahrern empfiehlt, die die bestehende Höchsthöhe für Ballonhochfahrten überbieten wollen.

Vermischtes.

* Wie schützt man sich gegen Hitzschlag? Auf diese Frage, die in diesen Tagen der Sommerhitze nicht ohne Bedeutung ist, gibt der Professor Andrew Duncan von der Londoner Hochschule für Tropenheilkunde eine interessante Antwort. Professor Duncan ist, anknüpfend an die persönlichen Erfahrungen eines englischen Offiziers, der jahrelang in den Tropen stand, dazu übergegangen, eine Reihe praktischer Experimente zu veranstalten, die sich auf die Annahme gründeten, daß die gefährlichen Sonnenstrahlen nicht die Wärmestrahlen, sondern die chemischen Strahlen sind. Daß die Wärme an sich nicht Hitzschlag hervorruft, zeigt uns die Tatsache, daß wir beispielsweise vor den Hochöfen eines Eisenwerkes oder vor den Reflexen eines Schiffes Hitzschlägen nicht ausgesetzt sind. Wissenschaftlich gesprochen sind in der Tat nur die ultravioletten Strahlen gefährlich, so lange man ihnen nicht eine Farbschicht entgegenstellt, die gleichsam wie ein Sieb wirkt. Das beste Mittel gegen den Hitzschlag ist, seinen Körper nicht anders zu behandeln, wie der Photograph seine Platten. Um das zu erreichen, umhülle man sich mit roten oder gelben Gewändern. Der englische Offizier, der in der Praxis zu diesen Schlüssen kam, trug fortan nur gelbe Anzüge und einen gelben Tropenhelm und blieb stets vor Anfällen von Hitzschlag bewahrt. Prof. Duncan hat seinen Tropenhut mit rötlich orangefarbenem Flanell überzogen und mit einer Schicht gleichfarbiger Watte gewollstert. Ebenso füllte er seinen Kathanzug mit orangefarbener Watte, besonders in der Gegend des Rückens, und legte an sonnigen Tagen zu größeren Märschen ein rötlich orangefarbenes Demd an. „Dank dieser Vorsichtsmaßregeln“, schließt der Belehete, „habe ich nie mehr die Wirkungen der Sonne zu verspüren gehabt.“

— Das Vorkommen des Bibers in Deutschland. In einem allerdings ziemlich eng umgrenzten Bezirk zwischen Magdeburg und Dessau a. d. Elbe und ihren Nebenflüssen, der Saale, Mulde u. R. u. b., haben wir noch die Reste der einstigen Biberstämme. Dieses Biber, er fröhlich in allen Flußgebieten Deutschlands ziemlich häufig vorkam. Unter strengem behördlichen Schutz ist die kleine Biberkolonie in der genannten Gegend in den letzten Jahren wieder angewachsen, so daß wir jetzt dort wohl einen Bestand von ungefähr 200 Stück haben dürften, während vor 25 Jahren nur der vierte Teil davon vorhanden war. Diese Zunahme ist im Interesse der Naturfreunde, die unter allen Umständen dieses Tierdenkmal erhalten sehen möchten, sehr erfreulich und hoffentlich wächst der Bestand immer mehr, so daß der Biber noch lange Zeit vor dem Aussterben bewahrt werden wird. Leider wird das Tier aber nie wieder in anderen Flußgebieten, in denen es früher häufig war, angesiedelt werden. In Westfalen, und zwar im Nöhmetal, wurde der letzte Biber im Jahre 1840 getötet, in Brandenburg kamen sie noch bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vor, und ungefähr ebenso lange wurden einzelne Exemplare in Bayern gefunden. Wie häufig aber der Biber in früheren Jahrhunderten gewesen sein muß, geht am besten aus einer Jagdstatistik des 17. Jahrhunderts hervor, in der unter dem vom Kurfürsten Johann Georg von Sachsen in der Zeit von 1655 bis 1680 erlegten Wilde allein 397 Biber aufgeführt werden.

* Kein Wunder. Der dicke Senator, ein Herr in mittleren Jahren, der sich für sehr elegant hält, geht mit dem Major spazieren. „Sehen sie“, sagt er gewöhnlich, „wie mich diese hübsche junge Dame dort anfähelt?“ „Das wundern mich nicht im geringsten“, erwidert der andere, „wie ich Sie das erste Mal sah, habe ich sogar ganz laut gelacht.“

* Der Unermüdliche. Den Gutsbesitzer bittet ein Bagabund um Arbeit und versichert ihm, daß er nie müde werde. Als der Herr aufs Feld kommt, liegt der Mann gemächlich unter einem Baum. „Was ist denn das?“ fragt er streng. „Sie sagten doch, daß Sie niemals müde werden?“ „Stimmt auch vollkommen“, meint der andere ruhig. „So werde ich es doch nie!“

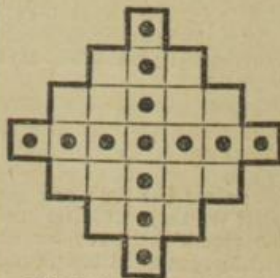
Büchertisch.

— „Die Kasteleis“, Eine Reiseerzählung von Eva Geklin von Baudissin (Kürschners Bücherschab Nr. 961—62).

— Blut. Roman von Waldemar Bonsels. Zweite, unigearbeitete Auflage. Leipzig, Bessel u. Becker Verlag, 204 S. 3 Mk., geb. 4 Mk. Der Roman, der bei seinem ersten Erscheinen (1909) von dem kleinen Kreise der Kenner als das Werk eines Dichters begrüßt worden war, liegt jetzt in einer neuen, unigearbeiteten Ausgabe vor. Manches störende Detail, mancher dunkle Ausdruck hat der besseren Einsicht des Autors weichen müssen, und man darf getrost behaupten, daß nunmehr einer Verbreitung des Buches in weiteste Kreise keine Hindernisse mehr im Wege stehen. Kluge Dore, die Tochter eines früheren Missionars, ist streng religiös erzogen; ihr junges Leben ist gleichsam durchtränkt mit der Erlösungslehre. Alles Natürliche wird ihr zur Sünde. Ihrer Mutter, einer weinerlichen, seelisch dürftig ausgepflanzten Frau, ist sie entfremdet, und auch zu ihrem Vater, der gütiger und wärmer ist, und sie auf keine Art herzlich liebt, vermag sie kein richtiges Vertrauen zu fassen. Nach Schönheit dürftend, fühlt sie sich in ihrem nüchternen Elternhause verwaist. Kein Wunder, daß ihr glühendes Herz sich dem ersten erschließt, der ihr Erfüllung ihrer Sehnsucht zu versprechen scheint. Der junge Mark Eng, ein seltsames Gemisch von Schwäche und brutaler Kraft, ein unruher Träumer, dessen Schmerzen nicht echt wirken, und der, wie der Dichter andeutet, erst durch ein großes Leid geläutert werden muß — Mark Eng kann diese zarte, überzarte Seele nicht erlösen; seine Hände sind zu plumy für sie; er kann sie nur zerstören.

Diamanträtsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben a b c d e o e o e i i l l a r s s s s s u u y derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen folgendes bedeuten:



1. Einen Buchstaben.
2. Türkischen Titel.
3. Schwedischen Dichter.
4. Einen Astronomen.
5. Koffbaren Stoff.
6. Pflanzort.
7. Einen Buchstaben.

Die senkrechte und wagerechte Mittelreihe ergeben das Geheiß, Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Charade in voriger Nummer: Polaster n (Pol, Nar, Stern) — polstern.